

HEYNE <

PETER WOHLLEBEN

DER WALD

EINE ENTDECKUNGSREISE



HEYNE <

DER AUTOR

Peter Wohlleben, Jahrgang 1964, wollte schon als kleines Kind Naturschützer werden. Er studierte Forstwirtschaft und war über zwanzig Jahre lang Beamter der Landesforstverwaltung. Um seine ökologischen Vorstellungen umzusetzen, kündigte er und leitet heute einen umweltfreundlichen Forstbetrieb in der Eifel. Dort arbeitet er an der Rückkehr der Urwälder. Er ist Gast in zahlreichen TV-Sendungen, hält Vorträge und Seminare und ist Autor von Büchern zu Themen rund um den Wald und den Naturschutz. Zuletzt erschienen im Ludwig Verlag seine Bestseller *Das geheime Leben der Bäume* und *Das Seelenleben der Tiere*.

PETER WOHLLEBEN

**DER
WALD**

EINE ENTDECKUNGSREISE

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.

Dieses Buch erschien bereits in einer früheren Ausgabe unter dem Titel *Der Wald – Ein Nachruf* (ISBN: 978-3-453-28041-0).



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Taschenbucherstausgabe 11/2016

Copyright © 2013 by Ludwig Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Dr. Sigrun Künkele, Hamburg
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Umschlagfotos: David Pattyn/Foto Natura/Minden Pictures/
Corbis und Trish Punch/Rudolf Vlček, beide Getty Images
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-61508-3

www.heyne.de

INHALT

Vorwort	7
Wie ich Förster wurde	11
Vom Studium in den Wald	18
Unser Wald	43
Wild wachsende Bäume	49
Wandern auf Bäumeart	50
Warum Buchen?	53
Der natürliche Lebenszyklus einer Buche	56
Ich sehe was, was du nicht siehst	63
Kultivierte Bäume	67
Geschädigte Böden	68
Schwierige Anfangsjahre	75
Massenpflanzenhaltung	80
Unnatürliche Auslese	83
Nährstoffmangel	85
Künstliche Taiga	89
Jagd	100
Ein Blick zurück	102
Haustierhaltung im Wald	105
Lieblingsspeise	109
Tierische Konkurrenz	114
Wir zahlen alle	119
Verkehrte Verhältnisse	127
Sizilianische Verhältnisse nördlich der Alpen	130
Weg mit der Jagd?	133

Unter Schutz gestellt	138
Was ist eigentlich schützenswert	139
Fragwürdige Bemühungen	143
Die Größe von Schutzgebieten	148
Streitfall Nationalpark	153
Schutz durch Nutzung?	158
Rettet die Urwaldböden!	164
Strippenzieher im Wald	169
Bewirtschaftungskontrolle	177
Die Konsequenz des Sparens	180
Unter allen Wipfeln ist Ruh'	190
Survival im Wald	196
Juniorförster	209
Die Zukunft des Waldes	213
Waldsterben	213
Klimawandel	220
Windparks	223
Energie aus Holz	230
Warmzeit	235
Fremdlinge und ihr Gefolge	237
Ökologische Waldwirtschaft	243
Hoffnung Generationswechsel?	246
Hoffnung am Horizont?	249
Quellenverzeichnis	253

Vorwort

Ich stehe vor einer riesigen Buche. Ihre glatte Rinde ist auf einer Seite hellgrau, auf der anderen dunkel und feucht vom Regen der letzten Nacht. Das Laub riecht nach Pilzen und Moder. Ich schaue noch einmal in die weit ausgreifenden kahlen Kronenäste. Rund 170 Jahre hat sie auf dem Buckel. Da schreckt mich der Achtungsruf der Waldarbeiter aus meinen Gedanken und unwillkürlich trete ich noch einige Schritte zurück. Die Motorsäge heult auf, weiße Späne spritzen umher. Das Schwert der Maschine frisst sich unerbittlich ins Holz und wenig später geht ein Zittern durch den Baum. Fast unmerklich setzt sich die Krone in Bewegung, um rasch an Fahrt aufzunehmen. Der Stamm ächzt und quietscht, die Äste rauschen und dann schlägt die Buche so hart zu Boden, dass ich es in den Fußsohlen spüre.

Meine Gefühle fahren Achterbahn. Denn da sind zum einen die gewaltigen Kräfte, die so eine Fällung zum Ausbruch bringt. Der dicke Stamm, das viele Nutzholz, all das wird auf meine Anweisung hin bearbeitet. Zum anderen schwingt ein Bedauern mit, welches mit jedem abgesägten Baum immer größer wird: Ich beseitige die letzten alten Laubwälder des Gemeindewalds, die letzten mächtigen Buchen und Eichen. Zurück bleibt nur Jungwuchs, wenige Jahre alt. Dieser »Wald« reicht mir nicht einmal bis zum Kinn. Ist es das, was ich mir für unsere Umwelt wünsche?

Diese berufliche Episode ist mittlerweile 20 Jahre her und die alten Wälder meiner Gemeinde stehen nun unter Schutz. Es hat lange gedauert, bis ich verstanden habe, was dort draußen vor sich geht, wie ein Wald funktioniert und was menschliches Handeln

bewirkt. Wieder und wieder habe ich meine Arbeit hinterfragt, nicht nur als Förster, sondern auch als Mensch, der seinen Platz im 21. Jahrhundert einnimmt. Und obwohl dieser Lernprozess nie zu Ende gehen wird und ich immer noch Fehler mache, habe ich mich mit den Bäumen versöhnt. Jetzt endlich, nach 25 Jahren beruflicher Tätigkeit, passen Arbeit und Naturschutz zusammen. Und in letzter Zeit lässt mich der neue, unverkrampfte Blick auf unser größtes Ökosystem laufend überraschende Dinge entdecken, die so an keiner Hochschule gelehrt werden.

Wald kommt der Ursprünglichkeit unzerstörter Natur noch am nächsten. Der Lärm und die Hektik des Alltags scheinen in ihm zu verhallen. Wenn der Wind durch die Wipfel rauscht, die Vögel singen und das Grün der Blätter harmonisch in das Blau des Himmels übergeht, können wir tief durchatmen und entspannen. Das Wissen, dass Wälder nebenbei auch unverzichtbar für reines Trinkwasser, gesunde Luft und die Artenvielfalt sind, verstärkt die positiven Gefühle. Doch ist das wirklich intakte Natur, was wir da sehen? Seit ich mich kritisch mit der eigenen Zunft beschäftige, kommen mir viele Forste nur noch wie grüne Kulissen vor, hinter denen es ums knallharte Geschäft geht. Die Tierwelt wird zum Teil an den Rand gedrängt und als lästiges Hindernis gesehen, Bäume nur noch als Holzlieferanten mit begrenzter Verweildauer begriffen.

Noch gibt es sie, die grünen Inseln mit intakten Lebensgemeinschaften. Selbst wenn es keine Urwälder mehr sind, sondern eher wilde Kulturwälder, so kann man hier das Sozialleben der Bäume beobachten, neue Tierarten im kaum erforschten Boden entdecken oder einfach nur spüren, wie sich echter Wald anfühlt. Doch selbst diese Fläche wird täglich kleiner, um Platz für neue Nadelbaumplantagen zu schaffen. Leider wird das in der Öffentlichkeit kaum bemerkt und auffällige Veränderungen werden dem Waldsterben oder dem Klimawandel in die Schuhe geschoben.

Es ist vielfach unser aller Wald, mit dem so gewirtschaftet wird, denn ein Großteil der Betriebe befindet sich im Besitz von Staat, Städten und Gemeinden. Und deswegen wünsche ich mir mehr kritische »Aktionäre«, die helfen, dieses empfindliche Ökosystem zu schützen.

Haben Sie Lust, mich zu begleiten? Dann lade ich Sie ein auf einen Spaziergang durch den Wald, auf eine Entdeckungstour zu den letzten Geheimnissen vor unserer Haustür. Zuvor aber möchte ich Ihnen noch ein wenig über meinen Weg in den Wald erzählen ...

Wie ich Förster wurde

Schon als kleiner Junge wollte ich Naturschützer werden. Die Familienurlaube im Allgäu oder auf den Nordseeinseln riefen in mir eine tiefe Sehnsucht nach weiten, ursprünglichen Landschaften hervor. Ging es wieder nach Hause, brach ich jedes Mal in Tränen aus. Diese Sehnsucht ist mir bis heute geblieben.

Naturschutz ist kein Studienzweig oder Lehrberuf und so schrieb ich mich nach dem Abitur für ein Biologiestudium ein, auch wenn mir nicht so richtig klar war, was ich damit später anfangen sollte. Eines Tages brachte mir meine Mutter einen Artikel aus der Tageszeitung, in dem die Bezirksregierung Koblenz Stellen für eine interne Ausbildung zum Förster ausschrieb. Neben 200 anderen Bewerberinnen und Bewerbern schwitzte ich im Auswahltest über politischen Fragen, rechnete kleine Testaufgaben und wurde schließlich vor ein dreiköpfiges Gremium geladen. Hier stellte man die üblichen Fragen, zum Beispiel warum man Förster werden wolle. Und dann wurde es brenzlich: »Waren Sie schon bei der Bundeswehr oder werden Sie noch eingezogen?« Ich wurde rot. Nein, antwortete ich, ich sei aufgrund meiner Körpergröße von 1,98 Metern freigestellt worden. Untauglich also. Dumm nur, dass die Forstverwaltungen erkonservative Behörden waren, die das Militärische geradezu liebten. Kein Wunder, rekrutierten sich die grünberockten Waldwächter doch früher aus den soldatischen Jägerregimentern – und auch jetzt noch wurde jeder, der nicht gedient hatte, argwöhnisch beäugt.

Ich wähnte mich also durchgefallen und sah mich schon als Biologiestudent im Hörsaal sitzen. Umso mehr überraschte mich

Wochen später die Zusage, zum 1. September 1983 als Dienst-anfänger eingestellt zu werden. Hurra!

Am Einstellungstermin wurden wir nach Koblenz zu einem Empfang des Regierungspräsidenten eingeladen, der anders als erwartet verlief. So ließ der ergraute Politiker keinen Sekt mit Häppchen reichen, sondern ermahnte uns polternd, keine modernen Radiosender zu hören. Eingeschüchtert warteten wir auf den nächsten Programmpunkt, doch das war's: Willkommen in der Realität!

Das Dienstanfängerjahr entpuppte sich als ein Praktikum, das dem eigentlichen Studium vorgeschaltet war. Es war eine lustige, unbeschwerte Zeit mit den anderen jungen Kollegen, wenngleich uns immer wieder klargemacht wurde, dass wir die Anfänger waren und auf der niedrigsten Stufe standen. Wir waren schließlich noch keine Beamten. Ich verbrachte viel Zeit bei den Waldarbeitern des Lehrreviers und verrichtete schwere körperliche Arbeit. Ob Holzernte, Zaunbau oder Pflanzung, bei Wind und Wetter lernte ich das Spektrum der Aufgaben kennen. Die Arbeiter freuten sich, denn ihr Akkordlohn stieg durch meine Mitarbeit, die sie einfach als ihre eigene Arbeit verbuchten.

An meinem ersten Arbeitstag wurde ich gleich mit der grünen Realität konfrontiert. Ich hatte damals als 19-Jähriger kein Auto, sondern legte die 15 Kilometer bis zum Forsthaus meines Lehrherren mit dem Fahrrad zurück. Meine Kleidung bestand aus einer blauen, wattierten Jacke und einer hellblauen Jeans. Ich weiß das deshalb noch so genau, weil es mir schon in den ersten Stunden meines neuen Daseins peinlich war. Blau! Das ging gar nicht. Selbst Dienstanfänger hatten Grün zu tragen, und so kaufte ich mir am nächsten Wochenende in einem Jagdkaufhaus in Bonn eine Kniebundhose aus Cord sowie ein Jagdhemd – natürlich in Olivgrün. Meine Mutter strickte mir passende Kniestrümpfe und so konnte ich im Dienst endlich erhobenen Hauptes auftreten.

Das Jahr wurde durch mehrere Lehrgänge im Dörfchen Trippstadt in der Pfalz unterbrochen. Hier lernte ich die anderen Jahrgangsteilnehmer kennen. Der Umgang mit der Motorsäge stand ebenso auf dem Kursplan wie die Pflege von Anpflanzungen oder der Einsatz von Insektiziden.

Im Herbst des darauffolgenden Jahres wurden wir alle zu Beamten auf Widerruf ernannt und an die Fachhochschule für Forstwirtschaft in Rottenburg am Neckar versetzt, eine Einrichtung, die von mehreren Bundesländern gemeinsam betrieben wurde. Dieses verwaltungsinterne Studium mit zwei praktischen und zwei Hochschuljahren jeweils im Wechsel funktionierte ähnlich wie ein duales Studium: Wir bekamen ein Gehalt und verpflichteten uns dafür, hinterher bei unserer Forstverwaltung zu arbeiten. Die Fachhochschule war klein und übersichtlich, fast schon familiär, allerdings mit strengen Regeln. So galt für jede Vorlesung Anwesenheitspflicht; Diskussionen über den dargebotenen Stoff gab es nicht und waren auch nicht erwünscht. Erst später wurde mir klar, dass wir so alle auf Linie gebracht wurden.

Ein Highlight war die Ausgabe der Uniformen. Jetzt sahen wir endlich wie richtige Förster aus! Grüne Jacken mit dunkelgrünen Aufschlägen, grüne Schulterstücke, die uns als Anwärter auswiesen, sowie ein Försterhut, natürlich auch in Grün, mit dem Landeswappen von Rheinland-Pfalz – so ausgestattet fühlten wir uns wichtig. Bei manchen Exkursionen war das Tragen der Dienstkleidung Pflicht und wir folgten dieser Anweisung gern.

Nach einem Jahr Büffeln folgte die Zwischenprüfung, der ich mit gemischten Gefühlen entgegensah, da ich etwas faul gewesen war und kaum gelernt hatte. Mein Kumpel Wolfgang, ebenfalls nicht besonders fleißig, bekam auch langsam Bedenken, je näher der Termin rückte. Kurz entschlossen opferten wir ein Wochenende und blieben an der Fachhochschule, um noch einmal die Sammlungen durchzugehen. Hier standen Holzstücke der wich-

tigsten Baumarten fein säuberlich auf Tischen sortiert und an den Wänden hingen Geräte für Waldarbeiter. Daneben fanden sich Tierpräparate, die uns aus Glasaugen anstarrten, und, ganz besonders wichtig, die Insektensammlung. Hunderte von Käfern waren mit Nadeln auf Schaumstoffkissen gespießt und einzeln in Schächtelchen gesetzt. Daneben lag ein Stück Holz oder Rinde mit dem Fraßbild der Schädlinge. Ein Student, der sich und uns mit der Stofffülle, die er für das absolut zu beherrschende Minimum hielt, verrückt machte, schien so oft hier zu sein, dass wir uns fragten, ob er im Ausstellungsraum auch übernachtete. Als er uns hereinkommen sah, dozierte er gleich ungefragt über Borkenkäfer. Ein Name kam mir besonders bizarr und auch völlig unwichtig vor. »Das hier ist das typische Fraßbild des Fichtenrindenbastkäfers.« Ich konnte ein Kichern kaum unterdrücken und blickte zu Wolfgang, dem es ähnlich ging. Wir verdrehten die Augen und verließen die staubige Sammlung, um noch ein Eis essen zu gehen.

Tags darauf fand die mündliche Prüfung im Fach Forstschutz statt, zu dem auch die Insektenkunde gehörte. Und was wurde mir vom Professor vorgelegt? Der Fichtenrindenbastkäfer. Volle Punktzahl! Dieser eine Name hat sich seither in mein Gedächtnis eingebrannt. Wichtiger aber war, ich bestand die Zwischenprüfung und durfte endlich wieder in den Wald!

Im dritten Jahr mussten wir, jeder an einer anderen Dienststelle, beweisen, was wir gelernt hatten. Ich wurde einem Eifelorstamt zugewiesen, in dem die Uhren noch etwas langsam gingen. Es war von einem riesigen Waldgebiet in Staatsbesitz geprägt und hatte entgegen dem gesetzlichen Auftrag, sich schwerpunktmäßig um die Bäume zu kümmern, offensichtlich die Jagd als wichtigstes Betätigungsfeld. Hier wurden Hirsche und Muffelschafe in großer Zahl gehegt, was mir damals aber nicht seltsam vorkam, sondern aufregend. Für mich als kleines Licht gab es nur beschränkte Abschussmöglichkeiten. Struppige Rehe, die kurz vor dem Verhun-

gern waren, gestand man dem forstlichen Nachwuchs zu. Die dicken Hirsche mit den ausladenden Geweihen waren für andere reserviert: Diese begehrten Tiere durften Beamte des Ministeriums, Jagdgäste aus der Wirtschaft oder der Forstamtsleiter erlegen. Normale Förster kamen in der Regel nur einmal bei solchen Trophäenträgern zum Zug, und zwar am Ende ihrer Dienstzeit. Dann erhielten sie die Freigabe für einen »Pensionshirsch«. Damals empfand ich diese Art des Wildmanagements als etwas völlig Logisches und den Jagdbetrieb selber als wichtigen Bestandteil meines künftigen Berufs.

Ich selbst hatte kein Jagdglück. Nur einmal, während einer Treibjagd, wäre es fast passiert. Denn bei einer solchen Gelegenheit darf jeder Schütze, also auch Studenten, alles Wild aufs Korn nehmen, das die behördlichen Abschusspläne freigegeben haben.

Schon von Weitem hörte ich die Hunde bellen, die in meine Richtung unterwegs waren. Da sie irgendetwas vor sich her zu treiben schienen, machte ich mich schussfertig. Es knackte im Unterholz und dann sah ich einen jungen Hirsch hervorbrechen. Mit kleinem Geweih zwar, aber für mich als Jungspund eigentlich eine Nummer zu groß. Etwa 100 Meter von mir entfernt stand der zuständige Revierleiter. Er war bekannt dafür, Hirsche zu füttern und zu schonen, bis sie eines Tages als mächtige Geweihträger geschossen wurden. Ihm musste das Herz bluten, dass sein geliebtes Rotwild so dezimiert werden sollte. Und ausgerechnet mir als einem der Rangniedrigsten lief so ein Tier vor die Büchse. Also ließ er den Hund, der bis dahin brav neben ihm gelegen hatte, blitzartig von der Leine. Und der Vierbeiner wusste genau, was er zu tun hatte. Aus den Augenwinkeln sah ich ihn spurten, geradezu fliegen, hinüber zu mir. Das Gewehr im Anschlag auf den Hirsch wähnte ich mich schon als erfolgreichen Schützen, da bemerkte er den Hund und machte auf den Hinterbeinen kehrt. Aus der Traum, weg war er.

Als Jäger durfte ich mich an diesem bitterkalten Wintertag trotzdem noch betätigen. Zusammen mit anderen Auszubildenden wurden wir zur Wildkammer beordert, in der die Strecke, die geschossenen Tiere, lagen. Normalerweise macht jeder Jäger sein Wild selbst verkaufsfertig, wozu es aufgebrochen werden muss. Dabei wird der Bauchraum durch einen Längsschnitt vom After bis zur Kehle geöffnet und die Innereien werden komplett entfernt. Danach kann das Fleisch auskühlen und verdirbt nicht so schnell. Bei dieser Treibjagd, zu der das Ministerium ins Forstamt geladen hatte, war es jedoch anders. Denn den Gästen war kalt und sie wollten schnell ins Wirtshaus, wo Kasseler, Kartoffelpüree, Sauerkraut und das eine oder andere Bier auf sie warteten.

Die forstliche Jugend musste derweil bei minus fünf Grad Celsius die blutige Arbeit in der Wildkammer erledigen, bevor auch sie in die warme Wirtsstube durfte. Ich erinnere mich noch, dass ich einen dicken Keiler bearbeiten musste. Er stank wie die Pest und sein Bauch war dick und fett vom Winterfutter. Ich arbeitete mich mit klammen Händen durch die Speckschichten, hatte kaum noch Gefühl in den Fingern und wühlte Därme, Lunge und Leber heraus. Der Geruch klebte noch Tage später an meiner Haut.

Ähnlich ging es während des ganzen praktischen Jahres zu. Immer wurde fein säuberlich zwischen den verschiedenen Rangstufen unterschieden: Ganz oben war der höhere Dienst angesiedelt, hier in Gestalt des bärtigen Forstamtsleiters. Seine Uniformierten Schulterstücke, deren grüne Kordel silbern eingefasst war. Diese Verzierung fehlte bei den Revierleitern, aber sie hatten noch Eicheln aus Metall auf dem Geflecht. Bei mir, dem Beamtenanwärter, waren die grünen Zierstücke ungeschmückt. Damit war ich zwar als rangniedriger gekennzeichnet, aber unter mir ging es noch weiter. Die Angestellten des Forstamts, als reine Inendienstler im Büro tätig, standen damals eindeutig auf einer

tieferen Stufe als ich und wurden daher bei Dienstbesprechungen nur ab und an eingeladen. Bei öffentlichen Empfängen mussten sie sogar Häppchen und Getränke reichen. Die Putzfrau schließlich, ebenfalls im öffentlichen Dienst beschäftigt, wurde selbst bei solchen Anlässen ausgeschlossen. Ich denke, dass die meisten Beschäftigten gar nicht wussten, wie sie hieß.

Nachdem ich gelernt hatte, wie die forstliche Welt funktionierte, kehrte ich für ein weiteres Jahr an die Fachhochschule zurück. Dieses zog sich ähnlich in die Länge wie das erste, wobei der nahende Ernst des Berufslebens uns etwas fleißiger werden ließ. 14 Monate später fand unsere Staatsprüfung an einem grauen Oktobertag statt. Dazu war der gesamte Jahrgang per Bus in den Westerwald gefahren worden, um in Einzelbefragungen vor Ort Rede und Antwort zu stehen. Meine Antworten waren anscheinend in Ordnung, denn wenig später hielt ich mein Diplom in den Händen. Ich war Förster! Und weil mein Notenschnitt gut war, wurde ich gleich als Beamter übernommen. Damals war ich stolz auf das Erreichte, wähnte mich angekommen und sah mit Freude meiner beruflichen Zukunft entgegen. Dass ich meine Meinung wenige Jahre später ändern und mein mühsam erlerntes Wissen über Bord werfen sollte, ahnte ich damals noch nicht.

Vom Studium in den Wald

Da stand ich nun als frischgebackener Förster: stolz auf meine bestandene Staatsprüfung, voller Tatendrang und mit großer Vorfreude auf die Tätigkeit im Wald. Ich sah mich schon zwischen den Bäumen umherstreifen, die frische Luft genießen, kurz, das Leben eines Revierleiters führen, denn so hatte ich es bei meinen Ausbildern während der praktischen Jahre erlebt. Die Forstdirektion holte mich jedoch schnell wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Jungen Forstbeamten werden die Stellen angeboten, die sonst kaum jemanden aus der Verwaltung interessieren. Und für Waldmenschen ist das der Innendienst. Meine Verlobte arbeitete damals in der Verwaltung eines Industriebetriebs in Bonn und ich versuchte, so nah wie möglich an die Landesgrenze zwischen Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen versetzt zu werden, damit wir wenigstens zusammenziehen konnten. Das Resultat war eine Büroleiterstelle in einem kleinen Forstamtsgebäude eines Eifelstädtchens.

Am ersten Arbeitstag wurde ich überschwänglich von den beiden Angestellten begrüßt, die mir gleich das »Du« anboten. Bei diesen gab es eine klar definierte Rangordnung und die sogenannte erste Angestellte war ein Kaliber besonderer Güte. Die 63-Jährige qualmte die kleinen Zimmer voll, ließ sich vom zweiten Angestellten Kaffee kochen und beschied mir gleich, was ich zu tun und zu lassen hatte. Brauchte sie etwas von mir, so rief sie: »Peterli!«

Die Wochen verflossen und allmählich wuchs mein Unbehagen. Ich hatte keine Ahnung, was so ein Büroleiter überhaupt zu

tun hatte, und so besuchte ich den Kollegen eines Nachbarforstamts und ließ mir erklären, wie der Betrieb normalerweise abläuft. Dabei wurde mir klar, dass in meinem Büro nichts normal war. Ich bat die beiden Angestellten zu einer Besprechung und erklärte, ich wolle einige Abläufe an den üblichen Rahmen anpassen. Die Miene der »Ersten« versteinerte sich und statt über den Vorschlag zu diskutieren, entzog sie mir das »Du«. Damit begann ein monatelanger Kleinkrieg. Sie weigerte sich, meinen Vorgesetztenstatus zu akzeptieren, und ignorierte Aufträge oder Anweisungen. Das Ganze eskalierte an einem Nachmittag, an dem wir beide allein in dem kleinen Dienstgebäude waren. Ich bat sie, ein Schreiben an die Forstdirektion aufzusetzen, worauf sie sich die Finger in die Ohren steckte und vor sich hin murmelte, um mich nicht hören zu müssen. Da war ich mit meinem Latein am Ende.

Auf meinen Hilferuf kam der Personalchef aus Koblenz zu uns. Aber anstatt einmal mit der Faust auf den Tisch zu hauen, bat er uns, doch die Hand zum Frieden auszustrecken. Da sei doch sicherlich von beiden Seiten etwas falsch gemacht worden. Das war das Stichwort für meine Widersacherin. Sie behauptete, ich würde ständig im Büro schlafen und die ganze Arbeit bei ihr abladen. Mir als 23-jährigem Berufsanfänger fiel dazu nichts mehr ein und das Gespräch wurde ergebnislos beendet. Eine Weile später, sie war mittlerweile 64, erklärte sich die Dame mit einem Auflösungsvertrag einverstanden. Die anschließenden Jahre waren wie eine Befreiung. Eine neue Mitarbeiterin kam hinzu und unser Team machte aus dem verschlafenen Laden ein modernes Amt.

Warum ich Ihnen das erzähle? Für mich als blutjungen Förster war das die Feuertaufe, die harte Schule, die mir bei späteren Auseinandersetzungen mit der Jägerschaft half. So wollte ich mich nie wieder unterbuttern lassen. Und im Nachhinein erfuhr

ich, dass die Kollegen schon Wetten abgeschlossen hatten, wie lange es wohl dauern würde, bis ich das Handtuch schmiss. Mein Vorgänger, den die Angestellte bis aufs Blut gereizt hatte, war im Forstamtsgebäude an einem Herzinfarkt gestorben.

Die obligatorischen fünf Jahre Innendienst neigten sich allmählich dem Ende zu, da fragte mich ein alter Kollege, der kurz vor der Pensionierung stand, ob ich nicht sein Revier übernehmen wolle. Ich wusste, dass das Forstrevier Hümmel wunderschön war, aber auch einen Haken hatte. Denn von der Gemeinde wurde der Bezug des alten Forsthauses erwartet. Es stand herrlich auf einem Waldgrundstück, umgeben von hohen Bäumen und mit einer atemberaubenden Aussicht über die Eifelberge. Und ruhig war es dort. Zu ruhig für meine Frau, die immer betont hatte, niemals in eine Einöde zu ziehen. Gegen eine Einladung zum Kaffee beim alten Kollegen hatte sie aber nichts einzuwenden, und so fuhren wir an einem sonnigen Nachmittag im Mai hinauf in die Berge nach Hümmel. Immer einsamer wurde es und die kleinen Dörfchen mit wenig mehr als 20 Häusern verstärkten den Eindruck noch. Einen Kilometer hinter Hümmel erreichten wir das Forsthaus, welches 50 Meter zurückgesetzt von der schmalen Landstraße lag. Alte Birken und Kiefern beschatteten das parkartige Anwesen, und als wir auf die Einfahrt einbogen, entfuhr es meiner Frau: »Das ist es, hier bleiben wir!«

Wenige Wochen später, bei der Gemeinde hatten sich verschiedene Kandidaten um die Nachfolge beworben, erhielt ich den Zuschlag. Zwar waren meine Innendienstjahre noch nicht ganz abgeleistet, aber da drückte die Forstdirektion ein Auge zu. Und so beluden wir im Oktober 1991 den Möbelwagen und zogen ins alte Forsthaus. In den ersten Nächten konnte ich dort kaum schlafen. Das Rauschen des Windes in den alten Kiefern, die Dunkelheit beim Blick aus dem Schlafzimmerfenster, der Ruf eines einsamen Käuzchens – jedes Detail war aufregend. Dass so

ein abgelegenes Haus überhaupt einen Wasser- und einen Stromanschluss hatte, war kaum zu glauben. Heute kommt mir das alles normal vor und ich kann mir nicht mehr vorstellen, woanders zu wohnen.

Mein Leben als echter Förster, draußen im Wald und nicht am Schreibtisch, begann unspektakulär. Ich hatte drei Mitarbeiter, Forstwirte, die meine Vorstellungen von Waldwirtschaft mit mir umsetzten. Anfangs gab es Schwierigkeiten, weil sie vom Vorgänger eine großzügigere Auslegung der Arbeitszeiten gewohnt waren. Vielleicht war auch mein Alter der Grund. Denn wer lässt sich schon gern als gestandener Waldarbeiter etwas von einem Jungspund sagen?

Eine Einarbeitung gab es nicht, aber das empfand ich auch als unnötig. Schließlich hatte ich ja auf der Fachhochschule alles gelernt, was man als Förster wissen musste. Und so ließ ich den Boden mit einem speziellen Bagger fräsen, damit Fichten und Eichen leichter zu pflanzen waren. Die Mäuse auf den Kahlschlägen bekämpfte ich mit Giftködern, und die Holzstapel am Wegesrand wurden mit Insektiziden eingenebelt, um sie vor einem Befall zu schützen. War das ein Spaß, als der erste Harvester eine Durchforstung machte! Die Erntemaschine fällte die Bäume im Minutentakt und im Nu waren ganze Bestände abgefertigt. Die alten Buchen ließ ich nach und nach fallen, denn sie galten als überaltert. Zum damaligen Zeitpunkt wuchsen sie bereits 170 Jahre, was nach forstlichem Verständnis schon zehn Jahre über das übliche Verfallsdatum hinaus war. Ja, es tat weh, die alten Riesen fallen zu sehen. Aber wie aufregend war es, die Stämme Holzaufkäufern aus China anzubieten, die horrenden Preise zahlten. Und das war es schließlich, was ich beabsichtigte: Geld in die Kassen zu bringen, auch wenn mir das nicht recht gelingen wollte. Pro Quadratkilometer Waldfläche »erwirtschaftete« ich jährlich 10 000,- Euro Verlust. Ein schlechtes Gewissen brauchte ich deswegen aber

nicht zu haben, denn das entsprach damals dem Durchschnitt der Forstbetriebe in meiner Gegend. Solch eine gute Waldpflege durfte eben etwas kosten, das war allgemeiner Konsens.

Bei der Bevölkerung hatte ich schnell den Ruf eines scharfen Hunds: Wer immer mit dem Mofa oder dem Auto in einen Waldweg bog, wurde von mir zur Rede gestellt, in etlichen Fällen gab es auch ein Knöllchen. Egal, mein Wald, mein Revier war tipp-topp in Ordnung.

Wenn ich heute an diese Zeit denke, dann schäme ich mich für das, was ich mit dem Wald getan habe. Ich kann mich gut an einzelne Bäume erinnern, bei denen es mir besonders leidtut, dass ich sie fällen ließ. Etwa die dicke, alte Buche, deren Krone ein Sturm abgebrochen hatte. Sie kämpfte ums Überleben und hatte mit den Jahren aus ein paar verbliebenen Seitenästen eine kümmerliche Ersatzkrone aufgebaut. Solche Bäume gelten als ökologisch besonders wertvoll, da sich um die Bruchzone seltene Insekten- und Pilzarten ansiedeln. Den dicken, tonnenschweren Stamm einfach stehen zu lassen, erschien mir als betriebswirtschaftliche Sünde. Also markierte ich ihn zur Fällung und kurze Zeit später setzten die Waldarbeiter die Motorsäge an. Ungewöhnlicherweise sprudelte aus dem Schnitt Wasser hervor, fast so, als würde der Baum Tränen vergießen. Und als der Stamm dann lag, zeigte sich ein weißes, sternförmiges Muster auf der Schnittfläche – Weißfäule. Dafür bezahlen Holzkäufer nicht mehr als den Brennholzwert, und so hätte ich den Baum besser stehen gelassen.

Oder eine andere Buche, die bereits komplett abgestorben war. Als Sägeholz kam sie nicht mehr in Betracht, aber ein örtlicher Verein fragte nach Brennholz. Und da der Baum praktischerweise nah am Waldweg stand und somit leicht abtransportiert werden konnte, verschenkte ich ihn – und mit ihm Tausende seiner Bewohner.

Auch beim Gedanken an den Maschineneinsatz regt sich das schlechte Gewissen. Zweimal war ich dabei, als ein Hydraulikschlauch platzte, das Öl meterweit durch den Wald spritzte und im Erdreich versickerte. Und das war nicht der einzige Schadstoffregen. Denn die Waldarbeiter füllten, um Geld zu sparen, besonders schädliches Altöl in die Kettenschmierung der Motorsägen. Wurden dann Bäume gefällt und entastet, flog das klebrige schwarze Zeug literweise durch die Luft.

Schon in den ersten ein, zwei Jahren, in denen ich das Revier noch traditionell führte, wuchs mein Unbehagen von Tag zu Tag. Denn je mehr ich über das System nachdachte, desto weniger verstand ich es. War es wirklich angewandter Naturschutz, alte Laubwälder abzuholzen? Warum musste man Jungwälder pflegen, indem man überzählige Bäumchen heraussägte? Ging es nicht auch ohne Chemie? Wie viel zerstörten Boden würde ich hinterlassen, wenn ich das Revier einst an meinen Nachfolger übergeben würde?

Nein, das hatte ich so nicht gewollt! Von meinem ursprünglichen Berufswunsch Naturschützer war ich weiter denn je entfernt. Der mir anvertraute Wald mit all seinen Bewohnern wurde nicht bewahrt, sondern zerstört. Ich handelte zweifellos im Rahmen der Dienstvorschriften und im Einklang mit den Anordnungen meiner Vorgesetzten, aber das konnte mein Gewissen nicht beruhigen. Hier musste sich etwas ändern.

Der dringendste Handlungsbedarf bestand bei der Jagd. Der Wald der Gemeinde Hümmel war, zusammen mit den Feldern und Wiesen, in vier Jagdreviere eingeteilt, die alle verpachtet waren. In den vergangenen Jahrzehnten hatte es niemanden interessiert, wie die Wildbestände wuchsen, und meine Vorgänger hatten sich hierzu nie geäußert. Ganz im Gegenteil, mindestens einer jagte kostenlos bei den Pächtern und hielt im Gegenzug den Mund. In der Folge nahmen die Wildbestände immer weiter zu.

Eichen, Buchen oder andere Laubbäume waren ausweislich der alten Betriebsunterlagen spätestens seit 1934 nicht mehr ohne schützende Zäune nachzuziehen, weshalb meine Vorgänger schließlich ganz darauf verzichtet hatten. Statt aber mahnend den Finger zu heben, pflanzten sie einfach nur noch Nadelbäume, die von Reh und Hirsch kaum angefressen wurden, und fällten weiterhin die gewinnträchtigen Laubbäume. So wurden die alten Eichen und Buchen gnadenlos abgeholzt und durch Fichten ersetzt.

Als ich das Revier übernahm, waren viele Laubwälder diesen Weg gegangen. Die übrig gebliebenen dicken Eichen kann ich heute an zwei Händen abzählen, und als letzter Gruß ihrer Artgenossen blieb nur ein großer Lagerplatz für wertvolle Laubbaumstämme zurück, auf dem das kostbare Holz früher gleich Lkwweise versteigert wurde. In den jungen Fichtenbeständen, die mittlerweile das Bild beherrschten, stolperte ich über meterdicke Baumstümpfe des früheren Laubwalds. Zwar gab es noch alte Buchenbestände, aber es war absehbar, dass diese bald verschwunden sein würden, wenn sich nichts änderte.

Der Beginn der Veränderungen war eine Kommunalwahl, bei der ein neuer Bürgermeister, Rudolf Vitten, gewählt wurde. Dies war ein Glücksfall für mich, denn Rudi war in der Automobilbranche tätig und besaß betriebswirtschaftliches Fachverständnis. Wenige Wochen nach der Amtsübernahme bat ich um einen Außentermin. Wir rumpelten in meinem kleinen Suzuki-Jeep durch den Wald und ich zeigte Rudi die Folgen der bisherigen Wirtschaft. »Es gibt zwei Möglichkeiten«, erklärte ich dem aufgeschlossenen Lokalpolitiker. »Entweder ich mache das noch zehn Jahre so weiter, plündere den Wald bis zum Ende und bewerbe mich danach auf ein anderes Revier – oder wir setzen uns auf den Hosenboden und ändern alles grundlegend.«

Rudi verstand sofort, wo mich der Schuh drückte: Nachhaltiges Wirtschaften war nur möglich, wenn wir die jagdliche Situation

bereinigen würden. Also wurde der Gemeinderat zusammengerufen, und an einem milden Sommerabend spazierten wir gemeinsam durch einen alten Buchenwald, dessen Nachwuchs in Kniehöhe durch Rehe abrasiert worden war. Uns allen war klar, dass wir viel Zeit brauchen würden, um die Jagdpächter von der Notwendigkeit höherer Abschüsse zu überzeugen. Um in der Zwischenzeit aber irgendetwas für den Baumnachwuchs zu tun, beschlossen die Hümmler, Schutzzäune zu bauen.

Kaum war der Bürgermeister wieder zu Hause, erhielt er einen erbosten Anruf des zuständigen Jagdaufsehers. Was denn der Gemeinderat in seinem Revier zu so später Stunde treiben würde? So etwas sei ohne Anmeldung bei ihm eine Ungeheuerlichkeit! Damit Sie das richtig verstehen: Der Gemeinderat ist der Hausherr in seinem Wald, der Jagdpächter der Gast und der Jagdaufseher der »Hilfssheriff« des Gasts. Aber zum damaligen Zeitpunkt war dies Normalität. Rudi kümmerte das jedoch wenig. Er war es auch, der gleich zu Beginn seiner Tätigkeit Schecks und Geldspenden, etwa für Dorffeste, seitens der Jäger zurückwies. »Wenn wir uns das nicht selber leisten können, ist es sowieso zu spät«, war sein Kommentar.

Diese ehrliche Grundhaltung, gepaart mit einem freundlichen Wesen und absoluter Zuverlässigkeit, war der Schlüssel zu den Veränderungen, die von nun an rasant ihren Lauf nahmen. Dazu muss ich meine damalige dienstliche Stellung kurz erklären: Ich war Landesbeamter der staatlichen Forstverwaltung, die den Gemeindewald Hümmler gegen eine Gebühr betreute. Mein Vorgesetzter war demnach der Forstamtsleiter und nicht der Bürgermeister. Die Gemeinde konnte allerdings bestimmen, was in ihrem Wald geschehen sollte. Da die Gemeindevertreter jedoch keine Ahnung von Forstwirtschaft hatten und stets vom staatlichen Personal beraten wurden, das auch die Kontrollen durchführte, konnte ein Förster letztendlich fast machen, was er wollte.